Die Deutsch-Amerikaner und die demokratische Partei.

Die Nothwendigkeit einer politischen Dienstpflicht angesichts der Ereignisse der jüngsten Vergangenheit. — Bryan, Wilson und die Prinzipien der demokratischen Partei. — Wo liegt das Interesse der Deutsch-Amerikaner? — Imperialismus versus Kontinentalismus, Föderalismus versus Souveränität der Einzelstaaten.*)

Der Krieg und seine Begleiterscheinungen sind in der neuen Welt haben den Deutsch-Amerikaner und den politischen Dämmerzustand gemacht, in dem er bisher die Bedeutung deutschen Gedankens verständlich, noch über die Gefahrzone gebracht, daß auch er im entscheidenden Sinne ein „Neue politiker" ist. Unser Verhältniß zum Staat scheint nicht nur im ersten Grade seiner Schärfe und positiver Theilnahme an seiner Entwickelung, sondern verlangt ein intensives Mitwirken auch an Vielem. Sich als Zuschauer außerhalb des Kreises der treibenden Kräfte zu stellen, ist nicht nur Pflichtvergessenheit, sie unverzeihlich verwerflich, es ist auch im höchsten Grade unklug und schädlich, wie der Verlauf des Krieges gezeigt hat. Zu einer militärischen Dienstpflicht hat unser republikanischer Sinn trotz des Beispiels der Schweiz noch immer nicht sich durchzuringen vermocht. Es ist Zeit, daß die Führer des Deutsch-Amerikanerthums die politische Dienstpflicht auf ihre Fahne schreiben, wollen sie diese zum Siege führen. Wie keine Arbeit an sich schmutzig ist und den Ausführenden moralisch herabzieht, so ist es auch die aktive Theilnahme an unserem politischen Leben nicht. Jene, die immer fürchten, Hände und Kleider in der politischen Arena zu beflecken, fürchten meist nur die Schwielen und den zu vergießenden Schweiß. Nicht Moralität ist es, die sie dem Orte fernhält, wo ihre Pflicht liegt, sondern Gleichgültigkeit und Egoismus, jene oft genug von Bismarck gerügte typisch deutsche Neigung, zu warten, daß anderer das machen, „wobei man selbst Hand anlegen sollte."

Der Krieg scheint Gottlob darin Wandel geschaffen und wie drüben so auch hier die Geister zur Noth der Zeit wachgerüttelt zu haben. Die ganze Welt durchgeht augenblicklich eine Periode der Neubildung sittlicher Grundsätze und staatlicher Formen. Auf allen Gebieten sind neue Kräfte am Werk, das Verschüttete, aus der alten Ordnung Gebrachte, in eine neue höhere zu erheben. Das neutrale Amerika vermag sich dieser Umwerthung aller Werthe nicht zu entziehen. Es muß zu Ideen und Realitäten in der oder jener Form Stellung nehmen. Die Entwicklung des Krieges hat uns gezeigt, daß unsere oft gerühmte Isolirung nichts ist als ein schöner Traum, daß wir durch tausend Bande, tausend Röhren mit der alten Welt innig verbunden sind, und daß, wie drüben in dem politischen Hexenkessel die Flüssigkeit steigt und fällt, auch hier bei uns ein Fallen und Steigen sich bemerkbar macht, daß wie drüben in Millionen Adern das Blut stürmt oder im ruhigen Gleichtakt geht, so auch unser Blut aufbrausen muß oder ruhig bleiben, denn wir sind sie, sind in einem Volk die Synthese aller Völker der alten Welt.

Die Menschheit wird durch den Krieg nicht altruistischer werden, der Gegensatz der Interessen wird sich vielmehr schärfer noch ausprägen als je zuvor und stärker wie bisher wird in politischen und Fragen des Handelsverkehrs, die ja identisch mit den ersteren sind, Amerika ein Ausschlag gebender Faktor sein. Neue Beziehungen werden sich zu den Mächten Europas und Asiens ergeben, neue Interessen werden geweckt werden, neue Prinzipien und neue Probleme werden auch durch den Krieg für unser innerstaatliches Leben aufgestellt. An ihrer Lösung im Sinn unserer persönlichen Ideen von der Wohlfahrt der Ver. Staaten mitzuwirken, ist Pflicht jedes Deutsch-Amerikaners. Die folgenden Zeilen wollen nicht Wege weisen, sondern nur helfen, den Blick zu klären, sie wollen keine Dogmen aufstellen, sondern nur mit den persönlichen Ansichten eines Einzelnen eine allgemeine Aussprache beginnen, die nothwendig ist, wollen wir die Lehren aus den Fehlern der Vergangenheit ziehen.

Die Gefahr besteht, daß wir rein persönliche Interessen mit denen der Gesammtheit verwechseln und uns in eine deutschthümelnde Sonderpolitik verrennen, die ihren Todeskeim in sich selbst tragen müßte. Auf die Dauer kann keine politische Bewegung sich nach einem extra nationalen Pol orientiren. Wer Bürger ist, hat Treue geschworen, und der Deutsche kennt Gottlob bei einem Eid keine reservatio mentalis. Also keine reichsdeutsche Politik, wohl aber eine deutsch-amerikanische, denn wir sind Theil und zwar ein bedeutender Theil dieser Union und darum berechtigt, unsere Interessen in ihrer inneren und äußeren Politik berücksichtigt zu sehen. Zu einer politischen Einzelgruppe uns zusammenzuschließen, darf unter keinen Umständen unser Ziel sein. Wir wollen Deutsch-Amerikaner bleiben, unbeschadet aller in amerikanischer Frage. Jedoch muß unsere Interessenpolitik verfolgt werden, um sie geltend zu machen deutsch-amerikanische Stimmen geschlossen mit der Nationalpartei teilnehmen. Im Gegentheil sie als Hauptziel haben. National hüben wie drüben Politik zu einer der großen bestehenden Parteien, deren Tendenzen nach den unseren zu beeinflussen, deren Ziel unseres Ziel zu sein hat. Die Arbeit ist jetzt, wo dies am leichtesten möglich sein wird, welcher Partei Sympathien den unseren am weitesten entsprechen. In der Lokalpolitik mag es zuweilen richtig und nützlich sein, zu laviren, bald diese, bald jene Partei zu unterstützen, in der nationalen Politik heißt es, Farbe bekennen und Farbe halten.

Bryan's Rücktritt.

Die Resignation William Jennings Bryan's hat eine Orientirung in dieser Beziehung zu einer Nothwendigkeit gemacht, wollen wir die Chancen von 1916 nicht ungenützt vorbeigehen lassen. Das plötzliche „Hosannah" derselben Kreise, die noch kurz zuvor „Kreuziget ihn!" riefen, verlangt ebenso eine Rechtfertigung vor uns selbst. Der Dualismus des Apostels und Politikers, des Idealisten und geschickten Drahtziehers dokumentirt sich auch in den Beweggründen, die Bryan zum Rücktritt trieben. Es wäre eine Beleidigung seiner politischen Intelligenz, wollten wir in seinem Pacifismus das einzig treibende Motiv sehen. Bryan braucht zum Leben die große Geste des Redners, das tönende Wort, wie der Fisch das Wasser. Von Beginn seiner politischen Laufbahn an ist er immer der Prediger inend einer Heilsbotschaft gewesen, hat er sich nie zur Goldwährung des Schweigens, sondern immer zu jener des „16:1", der fachrich Reden an einem Tag bekannt, einen Rekord, den er ja auch während der Wilson-Kampagne erreichte. Die Fesseln des Amtes mußten ihm früher oder später zu einer Last werden. Eine Zeit lang versuchte er, Drang und Zwang, Chautauqua und Staatssekretariat zu vereinen, aber vergeblich, und die Wahl zwischen dem Mißerfolg seiner Amtsthätigkeit und dem sicheren Glück seiner Stimme konnte nicht schwer fallen. Mit seiner Resignation verlor er nichts, außer dem von seinen Feinden geplanten sicheren politischen Tod, und gewann alles, Freiheit, Bedeutung, die Dornenkrone des Märtyrerthums und das „eiserne Kreuz" seines Pacifismus. Als politische Macht und als Heilsbringer nicht für 1916, aber für 1920, ist der Todtgeglaubte am 9. Juni wieder erstanden und hat gleichzeitig seine Partei vor sicherem Untergange gerettet. Denn das Mißfallen des Deutsch-Amerikanerthums kann sich nunmehr nicht gegen die demokratische Partei als solche, sondern nur noch gegen Wilson richten, es ist von einer Prinzipien- zu einer reinen Personalfrage geworden.

William Jennings Bryan gehört zu den am meisten und am bittersten verlästerten Männern unserer Geschichte. Er theilt dies Schicksal mit Thomas Jefferson. Es gab eine Zeit, da Menschen ihren Mund ausspülten, nachdem sie seinen Namen genannt, und da kein Wort zu gemein schien, es dem anzuhängen, der sich öffentlich als den „Commoner", als den Freund und Schützer des kleinen Mannes, bezeichnete. Wie in der Verleumdung Deutschlands, hat auch in jener des „Silberapostels" unsere hauptstädtische Presse den Ton angegeben und bewußt die öffentliche Meinung vergiftet. Gewiß ist Bryan keine intellektuelle Leuchte, gewiß sind häufig seine Gedanken Plattitüden, seine Bilder und Vergleiche, namentlich in ökonomischen Fragen, von einer erschütternden Unlogik, aber als moralische Macht in einer zumindest amoralischen Politik hat er doch seinen Werth gehabt. Er hat nie Kompromisse gemacht, und welcher andere führende Politiker kann Aehnliches von sich sagen. Er ist immer seinen Prinzipien treu geblieben, ja mit jedem scheinbaren Mißerfolg treuer geworden. Was bedeutet übrigens ein Bryan'scher Mißerfolg? Dreimal wegen seiner „ungesunden" Dogmen vom Volke desavouirt, hat er eins nach dem anderen, Initiative und Referendum, direkte Nominationen, direkte Wahl von Bundessenatoren, Publizität von Kampagnebeiträgen etc. durch seine politischen Gegner unter dem Beifall der Menge verwirklicht gesehen. Wir haben hier das Paradoxon eines Erfolges durch Niederlagen. Aber vielleicht ist das leicht erklärlich. Denn Erfolg blüht nur dem, für das die Zeit reif geworden. Apostel aber sind ihrer Zeit voraus. Und Bryan ist vor allem Apostel. „Mein Interesse liegt mehr in der Religion als in der Politik," sagt er in einer seiner bekannten Chautauqua-Reden. „Und die Kirche wird mir noch Thätigkeitsfeld sein, lange nachdem ich die Politik verlassen." Er ist ein Idealist, wie viele amerikanische Exemplare dieser Gattung mit einem Einschlag von geschäftlicher Tüchtigkeit, um den ihn mancher Kaufmann beneiden würde. „Ein Ideal hat keinen Preis," sagt er und klagt gleichzeitig laut, daß er mit $12,000 Salair nicht auskommen könne. „Ein Ideal muß hoch genug liegen, daß es einen zwingt, aufwärts zu sehen, es muß der Zeit weit genug voraus sein, um uns bis zum Tode auch ihr Ziel zu bleiben." Und dann sagt er die Worte der „Jefferson Democrat", die man manchmal seinen Gegnern zu schreiben, aber immer wieder gegen sich selbst anwenden, mit der er auch das Vielbuch, seine Memoiren, zur alten Lebensfarbe geschlossen. Wie Bryan vor dem Scheidetrieb, schreibt er, daß keiner, welches eine unsichtbare Hülle bewacht und sichtbar ist, es vor seinem Verderbnißtheil, wie die Nachwelt sich und bekennen.

Es scheint seine Sorge auch ist, obwohl er sagt, er habe in persönlichen Schmähreden. Auch seiner rein politischen Kampagne Abweichen er vom heftig bekämpften Gegner einen Bund Wegen mit der Bitte um Verzeihung, falls er ihn wissen Willen in der Hitze des Kampfes beleidigt habe. Auf dem Baltimorer Kongreß unterbreitet er eine scharfe Kritik an Präsident Taft, weil sein Auge während der Rede unter den zehntausend Menschen plötzlich die Gattin des Gegners fand. Often weil kann er auch nach einem Angriff auf Ryan und Belmont ehrlich versichern, daß er nie im Leben irgend einen Menschen gehaßt habe. Jede Geste an ihm ist sprechende Menschenliebe, Volksbeglückung. Jede ruft mit Vergil „Procul o, procul este profani!" und die Orgelstimme fügt dazu alle Register spielen. Auf seinen Modernen paßt das Sokrates-Wort: „Sprich, daß ich Dich sehe", so wie auf William Jennings Bryan. Seine Stimme ist der ganze Mann mit den Prophetenhänden, dem Freundschaft strahlenden runden Gesicht und dem Glorienschein der letzten unbeschnittenen Locken. Sie hat Millionen ihm zugeführt und wird es auch weiter thun. Der Fluß seiner Gedanken ist eng und seicht, aber von dieser Stimme vorgetragen klingt sein stilles Plätschern wie der Donner des ewigen Meeres. „An interesting mind" hat einer der Gegner Bryan genannt und damit doch nur die halbe Wahrheit gesagt. Gerade das, was der schärfere Beobachter als „uninteressant" bezeichnet, die Simplizität dieses Charakters, der nur Gut oder Böse, aber keine Abstufungen dazwischen kennt und der alle Probleme für einfach hält, weil er selbst so wenig kompliziert ist, gerade dieses „Durchschnittsmäßige" des Bryan'schen Intellekts hat ihm die großen Massen zugeführt und seinem Evangelienthum die gläubigen Jünger gebracht, die das Wort des Meisters weiter verbreiten, daß er zum bedeutendsten Faktor in der Wandlung unserer politischen und sozialen Ideen wurde.

Auch uns Deutsch-Amerikaner hat er ja schon einmal zuvor auf kurze Zeit an seine Seite gezwungen, als er in Indianapolis seine bedeutende Rede gegen den Imperialismus vom Stapel ließ und mit ihr sich auch die Unterstützung eines Carl Schurz gewann. Es wäre indes thöricht zu leugnen, daß die meisten seiner Prinzipien uns Deutsch-Amerikanern herzlich unsympathisch waren, und daß die jäh zu ihrem Träger erwachte Liebe etwas inkonsequent ist. Wann wäre aber Liebe je das Kind der Vernunft? Ihr ganzes Wesen schließt ja solche Möglichkeit aus. Nun mag sie blühen, solange es Sommer ist; aber sie soll nicht blind sein. Sie soll nicht falsche Hoffnungen wecken. In einem hat sie uns allerdings schon belehrt. Die Weltfriedensidee, die wir so oft früher bespöttelt, hat jetzt ein andres Angesicht, da sie die Brüder drüben vor einem neuen Feinde beschützt. Wollen wir ehrlich sein, müssen wir sie nun auch in Zukunft allen Völkern gegenüber befolgen. Eine deutsch-amerikanische Politik, die andere Wege ginge, wäre eine Unehrlichkeit und eine Schmach.

Schwerer als mit dem Pacifismus Herrn Bryan's werden wir indes mit seinen Prohibitionsideen uns befreunden können. Täuschen wir uns nicht in der Stärke dieser Bewegung, wiegen wir uns nicht in falsche Sicherheit. Wer die letzte Debatte im Kongreß aufmerksam verfolgt hat, weiß, daß es häufig ganz andere Gründe waren, die zur Niederlage der Prohibitionisten führten; weiß auch, daß mit dem Ausbau des Frauenstimmrechts neue starke Feinde unserer Sache in einzelnen Staaten erstehen mögen. Hier gilt es rechtzeitig vorzubeugen. Der europäische Krieg hat uns gelehrt, daß ein Rückzug oft eine Verbesserung der strategischen Stellung bedeutet. Ziehen wir uns aus den Schützengräben der Unentwegten auf die stark befestigte Stellung innerer Reform zurück. Beseitigen wir die zweifellos bestehenden Uebelstände und Auswüchse selbst. Kündigen wir den unheiligen Bündnißvertrag mit dem Whiskey. Reformiren wir, die wir immer die persönliche Freiheit der Lebensführung in Deutschland gegen jene hier in den Ver. Staaten ausspielen, die Wirthschaft und das Trinken im deutschen Sinne und sichern wir uns so auf die nothwendig kommende restriktive Gesetzgebung ein. Einfluß, der auch dem deutschen Prinzip der staatlichen Entschädigung für die durch ein Verbot betroffenen Industrieen Anerkennung erzwingt.

Und das Fazit? An eine Führerschaft des Prohibitionisten William Jennings Bryan können wir Deutsch-Amerikaner vorläufig nicht denken. Aber ein politisches Zusammengehen ist bei beiderseitigem Entgegenkommen wohl möglich. Eines kann selbst der bitterste Feind ihm nicht abstreiten, die Ehrlichkeit seines Wollens; wie er 1904 in St. Louis sagte:

„You may dispute wether I have fought a good fight, you may dispute wether I have run my race, but there is not one man here, who can say that I have not kept faith."

Die unerfreulichen Momente, Bryan's Rücktritt, die Flucht der Prinzipien, bieten erfreuliche Seiten bei der Sache. Unter dem Deckmantel des neutralen Staates gegen die Ententemächte, welcher andere führende Politiker kann Aehnliches von sich sagen. Er ist immer seinen Prinzipien treu geblieben, ja mit jedem scheinbaren Mißerfolg treuer geworden. Was bedeutet übrigens ein Bryan'scher Mißerfolg? Dreimal wegen seiner „ungesunden" Dogmen vom Volke desavouirt, hat er eins nach dem anderen, Initiative und Referendum, direkte Nominationen, direkte Wahl von Bundessenatoren, Publizität von Kampagnebeiträgen etc. durch seine politischen Gegner unter dem Beifall der Menge verwirklicht gesehen. Wir haben hier das Paradoxon eines Erfolges durch Niederlagen. Aber vielleicht ist das leicht erklärlich. Denn Erfolg blüht nur dem, für das die Zeit reif geworden. Apostel aber sind ihrer Zeit voraus. Und Bryan ist vor allem Apostel. „Mein Interesse liegt mehr in der Religion als in der Politik," sagt er in einer seiner bekannten Chautauqua-Reden. „Und die Kirche wird mir noch Thätigkeitsfeld sein, lange nachdem ich die Politik verlassen." Er ist ein Idealist, wie viele amerikanische Exemplare dieser Gattung mit einem Einschlag von geschäftlicher Tüchtigkeit, um den ihn mancher Kaufmann beneiden würde. „Ein Ideal hat keinen Preis," sagt er und klagt gleichzeitig laut, daß er mit $12,000 Salair nicht auskommen könne. „Ein Ideal muß hoch genug liegen, daß es einen zwingt, aufwärts zu sehen, es muß der Zeit weit genug voraus sein, um uns bis

*) Die Frage der politischen Stellung der Deutsch-Amerikaner ist durch den Krieg und seine Begleiterscheinungen hier bei uns eine brennende geworden. Wollen sie sich den Einfluß sichern, der ihrer Mehrheit zukommt, gilt es die Ideen und Prinzipien vorher zu kristallisiren. Die „New Yorker Staats-Zeitung" als solche theoretisirt sich nicht mit den persönlichen Ansichten obenstehenden Artikels oder kommender, die die Frage vom entgegengesetzten Standpunkt behandeln werden. Ihre eigene Ansicht drückt sich nur in den Leitartikeln jedes Tages aus. Angesichts der Wichtigkeit einer baldigen Entscheidung glaubt sie, daß ihre Spalten einer Diskussion dieser alle Deutsch-Amerikaner heute bewegenden Fragen öffnen zu müssen. Die Redaktion.

Die Sympathien unserer Parteiwahl.

Die demokratische Partei ist die Partei der Gegenwart und Zukunft. Sie ist die Partei, die unsere Interessen am besten vertreten kann, die unbestimmten Sympathien der Republikaner und der Demokraten gegenüber der Regierung Washington's entsprechen, konstitutionell-republikanischen Partei, deren Grundsätze Staat und Volk der Vereinigten Staaten verwirklicht werden. Wir wissen sehr gut, die Republikaner, Federalisten gegen die auch in einzelnen Staat-Gesetzgebungen gerichtet, sich auch heute noch ist die demokratische Partei die direkte Nachfolgerin der Gegenpartei der Gründerväter und bewahrt aller freiheitlich Gesinnung gegen nationale Verfassung und die Regierung ersteren Fragen auf dem Grund nationaler Gesetzgebung. Wie bewußt in Thomas Jefferson gegenüber dem militärischen Preußentum ist es auch heute die Hälfte und Verfechterin des Friedens-gedanken, der Nichteinmischung in europäische oder asiatische Verhältnisse, und die Hälfte der Macht des Volkes geht über jener einer aristokratisch, kapitalistischen Minderheit.

Während der zweiten Administration Jefferson's brach in Europa Krieg aus, in dem die Rechte Neutraler wie heute arbeitlich mißachtet wurden. Gegenüber den Kriegsschreiern verließ sich der Präsident auf sein Prinzip des friedlichen Zwanges. „Our commerce is so valuable," erklärte er, „that they will gladly purchase it, when our only price is to do us justice." Seine Hoffnung wurde indes getäuscht, das Embargo-Gesetz von 1807 wirkungslos und unter dem schwächlichen Madison das Land von den lärmenden Heißsporen der Partei in den Krieg getrieben.

Fragen der äußeren und inneren Politik brachten dann eine Annäherung der Republikaner und Föderalisten und 1828 mit Jackson's Wahl einen offenen Bruch in der Partei zwischen den nationalen Republikanern, die sich um Clay scharten, und den zu Jackson haltenden Demokraten. Die Ansiedlung im Westen, die Industrialisirung des Ostens führte den letzteren neues Blut in Männern zu, die weder persönlich reich, waren, noch alten Familien entstammten, und so den Gegensatz zu dem Aristokratismus John Quincy Adams' und seiner Gefolgschaft verstärkten. Die Spaltung der Whigpartei im Jahre 1850 und das Uebergehen der für Sklaverei eintretenden Mitglieder zu den Demokraten gab die Kontrolle der Partei in die Hände des Südens. Aus der Opposition gegen das Kansas-Nebraska-Gesetz vom Jahre 1854, das beide Territorien souverän machte und das Halten von Sklaven in ihnen erlaubte, wuchs die heutige republikanische Partei heraus. Buchanan wurde der letzte demokratische Präsident für nahezu drei Jahrzehnte, und seit dem unglückselligen Kriege, der Bruder gegen Bruder, Sohn gegen Vater die Waffen erheben ließ, haben Amerikaner, um das treffende Wort eines Politikers hier zu gebrauchen, politisch gewählt, wie sie oder ihre Vorfahren geschossen.

Diese Entwicklung war unnatürlich, wie sie unvernünftig war, und wenn nicht alle Zeichen trügen, hat der Krieg ihr ein Ende gemacht. Eine neue Generation kommt herauf, in deren Erinnerung die alten Gegensätze verblaßt sind, und nach neuen Gesichtspunkten bereitet sich eine Neorganisirung unseres Parteiwesens vor. Die republikanische Partei, als die Vertreterin der „big interests", der großen kollektiven wie individuellen Vermögensansammlungen hat naturgemäß stark konservative Tendenzen, sie ist seit 1895 auch auf eine stramme Marine und Auslandspolitik, seit dem Krieg mit Spanien auf imperialistische Ideen eingeschworen. Alle ihre Prinzipien, exzessiver Hochschutzzoll, agressive auswärtige Politik und Expansionsgelüste sind heute mehr denn je den Interessen der Deutsch-Amerikaner zuwider. Die Politik des „großen Stockes", oder richtiger des „großen Mauls", mochte früher einigen von uns imponiren. Wenn wir ehrlich sind, danken wir heute alle der Vorsehung, die uns im Weißen Hause statt eines Roosevelt einen Wilson bescherte.

Wollen wir Frieden mit Deutschland, und das bedeutet Frieden mit aller Welt, so liegt der Weg dorthin klar vor uns. Die Kriegsschreier, die Roosevelts, Gardners, Lodges, Eliots, kommen alle aus republikanischem oder progressivem Lager, die ruhig bleibenden Köpfe, wie Vice-Präsident Stone, Hoke Smith, Sprecher Champ Clark u. A., sind Demokraten. Wollen wir freiheitliche Einwanderungsgesetze, die stärkste Opposition gegen den Nativismus war im Senat auf demokratischer Seite bei den Vertretern der großen Städte, wie Stone, O'Gorman, Reed u. A. zu finden, während man vergebens darauf wartete, daß Herr Root, der das zerstörte belgische Paradies so pathetisch zu schildern wußte, auch ein Wort des Mitgefühls für den von russischer Tyrannei über's Meer getriebenen armen Juden fände. Wollen wir endlich eine Fortdauer jener persönlichen Freiheit der Lebensführung, wie sie uns Deutschen eingeboren, so finden wir den stärksten Schutz gegen die drohende nationale Prohibition bei den Gegnern centralisirter Bundespolizeigewalt, den Demokraten.

Gewiß sind die Hauptverfechter des Prohibitionsgedankens, Hobson, der sich übrigens, das wollen wir ihm, trotz aller Gegnerschaft sonst, nicht vergessen, in der „Lusitania"-Frage als einen der muthigsten, wahrhaft neutralen Amerikaner erwiesen hat, Bryan, Daniels, Sheppard, Demokraten, aber die stärkste Opposition kam ihren Reformideen nicht aus dem Lager der politischen Gegner, sondern aus den eigenen Reihen, ebenso wie den südländischen Nativisten. Wie die republikanische Partei sich nicht aus einer Reformbewegung, welche die Stimme der Kriegsgegner, sich ihre Kandidaten aufzustellen, sich ihre Kandidaten aufstellen, ihre Stimme zählen. Auch in Republikanischen Bundesstaaten wird es ihnen gelingen, die Stimme der Kriegsgegner zu zählen. Unter dem Deckmantel des neutralen Staates gegen die Ententemächte, welcher andere führende Politiker kann Aehnliches von sich sagen. Er ist immer seinen Prinzipien treu geblieben, ja mit jedem scheinbaren Mißerfolg treuer geworden. Was bedeutet übrigens ein Bryan'scher Mißerfolg? Dreimal wegen seiner „ungesunden" Dogmen vom Volke desavouirt, hat er eins nach dem anderen, Initiative und Referendum, direkte Nominationen, direkte Wahl von Bundessenatoren, Publizität von Kampagnebeiträgen etc. durch seine politischen Gegner unter dem Beifall der Menge verwirklicht gesehen. Wir haben hier das Paradoxon eines Erfolges durch Niederlagen. Aber vielleicht ist das leicht erklärlich. Denn Erfolg blüht nur dem, für das die Zeit reif geworden. Apostel aber sind ihrer Zeit voraus. Und Bryan ist vor allem Apostel. „Mein Interesse liegt mehr in der Religion als in der Politik," sagt er in einer seiner bekannten Chautauqua-Reden. „Und die Kirche wird mir noch Thätigkeitsfeld sein, lange nachdem ich die Politik verlassen." Er ist ein Idealist, wie viele amerikanische Exemplare dieser Gattung mit einem Einschlag von geschäftlicher Tüchtigkeit, um den ihn mancher Kaufmann beneiden würde. „Ein Ideal hat keinen Preis," sagt er und klagt gleichzeitig laut, daß er mit $12,000 Salair nicht auskommen könne. „Ein Ideal muß hoch genug liegen, daß es einen zwingt, aufwärts zu sehen, es muß der Zeit weit genug voraus sein, um uns bis

Woodrow Wilson.

„Große Staatsmänner bedürfen weit mehr des intimen Umgangs mit Menschen und reicher Lebenserfahrung als des gründlichen Studiums von Büchern." Das Wort Edmund Burke's spricht der Staatskunst Woodrow Wilson's das Urtheil. Er ist weltfremd und menschenfremd, ein Produkt verstaubter Gelehrsamkeit. Politik ist ade., wie der größte Staatsmann des 19. Jahrhunderts, Bismarck, oft genug in seinen Reden betont hat, keine Wissenschaft, sondern eine Kunst, zu der das Talent einem angeboren sein muß, wie zu den schönen Künsten.

Garfield klagt, da er zur Präsidentschaft berufen worden ist: "I have been dealing all these years with ideas and here I am dealing only with men." Und dieselbe Ueberschätzung abstrakter Theorie, dieselbe Unterschätzung des Lebens spricht aus jedem Wort des ehemaligen Princeton-Professors. Es ist, als ob sich vor seinem Präsidentenstuhl noch immer das Katheder alter Zeiten erhebt, von dem er kühl und gelassen, mit wissenschaftlicher Wichtigkeit dozirt, was er in stiller Gelehrtenstube an neuen Wahrheiten, neuen Dokrinen gefunden. Am Studium der Geschichte geschult, hat sein Stil zuerst affektirt, dann allmählich zur zweiten Natur werdend, etwas Apoditktisches, etwas Unpersönliches, Zeitloses erhalten.

Wie die „New Republic" ihn einmal gut charakterisirte: „Herr Wilson scheint einer jener Menschen zu sein, die den Drang des Irdischen abschütteln, sobald sie ihre Feder zur Hand nehmen. Sie werden unerhört edel. Sie schreiben, wie die Denkmäler großer Männer schreiben würden. Nur auf Bronze und für keine kürzere Zeitspanne denn ein Millenium." Eine Weile mag das eindrucksvoll sein, auf die Dauer wirkt es langweilig. Auch Herr Wilson kann sich dieser Einsicht nicht ganz verschließen, und nachdem er sich eine Zeit lang über den Wolken verloren, kommt er Zeus gleich wieder zur Erde zurück und hält einen „Baseball Speech" in Indianapolis oder anderswo. Aber gerade diese absichtlich „menschlichen" Aeußerungen zeigen in ihrem gekünstelten, falschen, nirgends Echo weckenden Ton, wie fern Volksempfinden und Präsidentenintellect einander stehen.

Der frühzeitige Tod seiner Gattin hat ihn noch mehr dem wirklichen Leben entfremdet, und vielleicht liegt hier der Schlüssel zu manchem, was er in den vergangenen elf Monaten unterlassen hat oder gethan. Blaine erinnert in seiner Biographie an den Einfluß Martha Washington's, die Jefferson und Hamilton, zwei so diametral verschiedene Charaktere, im selben Kabinett hielt und gleichzeitig John Adams mit ihrem Gatten versöhnte, ferner an Madison, dessen Gattin in dem Dilemma des Krieges von 1812 ihm eine treue Rathgeberin und Helferin war.

Wilson mußte allein und einsam durch die schwerste Zeit seines Lebens gehen und verlor sich so immer weiter von der Welt fort in die Wildernis abstrakter Begriffe.

Amerikaner lächeln immer über das Gottesgnadenthum europäischer Fürsten. Das Bewußtsein, von einer höheren Macht auf seine Stelle berufen zu sein, lebt in Woodrow Wilson ebenso wie in Wilhelm II. Und wie der Herrgott im Kleinen thront er drum über Wolken, unerbittlich und fern, ach so fern der Erde und allem Menschlichen. Ein Werkzeug der Vorsehung, hält er sich gleichzeitig für unfehlbar, ist freundlicher Ueberredung unzugänglich und beugt sich nur vor einer stärkeren Macht wie in dem Kampf über die Präroggative des Senats. Und dieser Eigensinn, dies starre Festhalten an einem einmal gefaßten Urtheil ist das ernstere Manko in dem Charakter Woodrow Wilson's. Besonders ernst in der gegenwärtigen Zeit der Verhandlungen mit Deutschland über den Unterseebootkrieg.

Lysippos idealisirte einst den schiefen Hals Alexanders in die Pose eines begeistert zum Himmel blickenden Jünglings und so sind unsere alliirten Preßorgane an der Arbeit, die schiefe Haltung Woodrow Wilson's in die erhabene höchster Gerechtigkeit umzumodeln. Das Bild, das sich Millionen deutsch-amerikanischer Bürger treue von ihrem Staatsoberhaupte entwerfen, ist aber anders und nicht gerade eines überströmender Liebe. Vielleicht daß mit der ruhigen Ueberlegung auch eine andere Bewerthung seines Charakters Platz greifen wird, und daß wir später milder über manche seiner Handlungen denken werden, die uns jetzt, da drüben der Völkerkampf tobt, die Röthe des Zorns in die Wangen treiben. Auch in Deutschland [illegible] Wilsons [illegible] Bewegung [illegible] Kriegsgegner [illegible] Stimme zählen. Auch in Republikanischen Bundesstaaten wird es ihnen gelingen, die Stimme der Kriegsgegner zu zählen. Unter dem Deckmantel des neutralen Staates gegen die Ententemächte, welcher andere führende Politiker kann Aehnliches von sich sagen. Er ist immer seinen Prinzipien treu geblieben, ja mit jedem scheinbaren Mißerfolg treuer geworden. Was bedeutet übrigens ein Bryan'scher Mißerfolg? Dreimal wegen seiner „ungesunden" Dogmen vom Volke desavouirt, hat er eins nach dem anderen, Initiative und Referendum, direkte Nominationen, direkte Wahl von Bundessenatoren, Publizität von Kampagnebeiträgen etc. durch seine politischen Gegner unter dem Beifall der Menge verwirklicht gesehen. Wir haben hier das Paradoxon eines Erfolges durch Niederlagen. Aber vielleicht ist das leicht erklärlich. Denn Erfolg blüht nur dem, für das die Zeit reif geworden. Apostel aber sind ihrer Zeit voraus. Und Bryan ist vor allem Apostel. „Mein Interesse liegt mehr in der Religion als in der Politik," sagt er in einer seiner bekannten Chautauqua-Reden. „Und die Kirche wird mir noch Thätigkeitsfeld sein, lange nachdem ich die Politik verlassen." Er ist ein Idealist, wie viele amerikanische Exemplare dieser Gattung mit einem Einschlag von geschäftlicher Tüchtigkeit, um den ihn mancher Kaufmann beneiden würde. „Ein Ideal hat keinen Preis," sagt er und klagt gleichzeitig laut, daß er mit $12,000 Salair nicht auskommen könne. „Ein Ideal muß hoch genug liegen, daß es einen zwingt, aufwärts zu sehen, es muß der Zeit weit genug voraus sein, um uns bis

Seine Redewendungen [illegible] Wilson's [illegible] Ein Verfassungsbruch aber liegt [illegible] Kriegsgegner [illegible] Stimme zählen. Auch in Republikanischen Bundesstaaten wird es ihnen gelingen, die Stimme der Kriegsgegner zu zählen. Unter dem Deckmantel des neutralen Staates gegen die Ententemächte, welcher andere führende Politiker kann Aehnliches von sich sagen. Er ist immer seinen Prinzipien treu geblieben, ja mit jedem scheinbaren Mißerfolg treuer geworden. Was bedeutet übrigens ein Bryan'scher Mißerfolg? Dreimal wegen seiner „ungesunden" Dogmen vom Volke desavouirt, hat er eins nach dem anderen, Initiative und Referendum, direkte Nominationen, direkte Wahl von Bundessenatoren, Publizität von Kampagnebeiträgen etc. durch seine politischen Gegner unter dem Beifall der Menge verwirklicht gesehen. Wir haben hier das Paradoxon eines Erfolges durch Niederlagen. Aber vielleicht ist das leicht erklärlich. Denn Erfolg blüht nur dem, für das die Zeit reif geworden. Apostel aber sind ihrer Zeit voraus. Und Bryan ist vor allem Apostel. „Mein Interesse liegt mehr in der Religion als in der Politik," sagt er in einer seiner bekannten Chautauqua-Reden. „Und die Kirche wird mir noch Thätigkeitsfeld sein, lange nachdem ich die Politik verlassen." Er ist ein Idealist, wie viele amerikanische Exemplare dieser Gattung mit einem Einschlag von geschäftlicher Tüchtigkeit, um den ihn mancher Kaufmann beneiden würde. „Ein Ideal hat keinen Preis," sagt er und klagt gleichzeitig laut, daß er mit $12,000 Salair nicht auskommen könne. „Ein Ideal muß hoch genug liegen, daß es einen zwingt, aufwärts zu sehen, es muß der Zeit weit genug voraus sein, um uns bis

Die Namen der Schiffe.

Bei der deutschen Handelsschiffahrt lag die Namengebung für Schiffe von jeher verhältnißmäßig einfach. Mitunter ließ man auf Heckspiegel, Ober- und Gillhäuben nur den Namen des Besitzers oder den Vornamen seiner Frau, oder der Erbauer ließ den Namen des zumeist befahrenen Flusses oder einer Stadt aufmalen. Aber auch Namen aus der Geschichte und Literatur, der Thierwelt usw. kommen vor. So heißen z. B. die auf dem jetzt vielgenannten Memelflusse bis zur russischen Grenze fahrenden Dampfer: „Falke", „Schiller", „Neris" und „Kaustut". Letzteres sind die Namen litauischer Fürsten, die gegen Alt-Rußland stritten. Auch in der Kriegsflotte werden für kleinere Kreuzer und Kanonenboote (wie der rühmliche Name des „Jltis" beweist) die Namen wehrhafter Thiere gewählt. Torpedoboote und Unterseeboote erhalten nur Buchstaben (wie die jetzt vielgenannten „U"-Boote bezeugen) und eine Nummer, wodurch die Uebersicht besser gewahrt wird. Für Schlachtschiffe (Linienschiffe) sind bei der deutschen Kriegsflotte meistens die Namen deutscher Fürsten, Bundesstaaten, häufig aber auch Städtenamen, wie „Berlin", „Dresden", „Breslau" usw. gewählt worden, während für Panzerkreuzer nur die Namen von Staatsmännern und Feldherren in Frage kommen. Auch ein deutscher Kreuzer „Hindenburg" ist bald wohl nur noch eine Frage der Zeit und klingt jedenfalls besser als die pomphaften Kriegsschiffnamen der Engländer wie „Challenger", „Irresistible" oder der kürzlich durch einen deutschen Torpedo in den Grund gebohrte „Indomitable".

Viel Dünkel steckt auch hinter andern Namen der englischen und französischen Flotte, wie „Gloire", „Revanche", oder noch mehr der englischen Schiffe, wie „Glory", „Vengeance", „Revenge", „Invincible", „Undaunted", und wie sie sonst noch alle heißen die „Dreadnoughts", die jetzt schon eine ganz gehörige Achtung vor deutschen Schiffsnamen wie „Goeben", „Breslau", „Blücher" usw. haben. Während bei deutschen Schiffen auch Namen aus der germanischen Mythologie gewählt werden, haben die Engländer bei ihren Schiffskäufen eher eine große Vorliebe für das Mineralreich, Namen wie „Diamond", „Amethyst", „Saphire" usw. zeigen. Gemeinsam ist bei der Namengebung aller Flotten der Welt die Hervorhebung der Namen verdienter Staatsmänner; so wurde von den Oesterreichern das französische Krieg